



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.
Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. * Nr. 39

Eine Erfahrung.

Novelle von Ilse Dore Tanner.

(Schluß.)

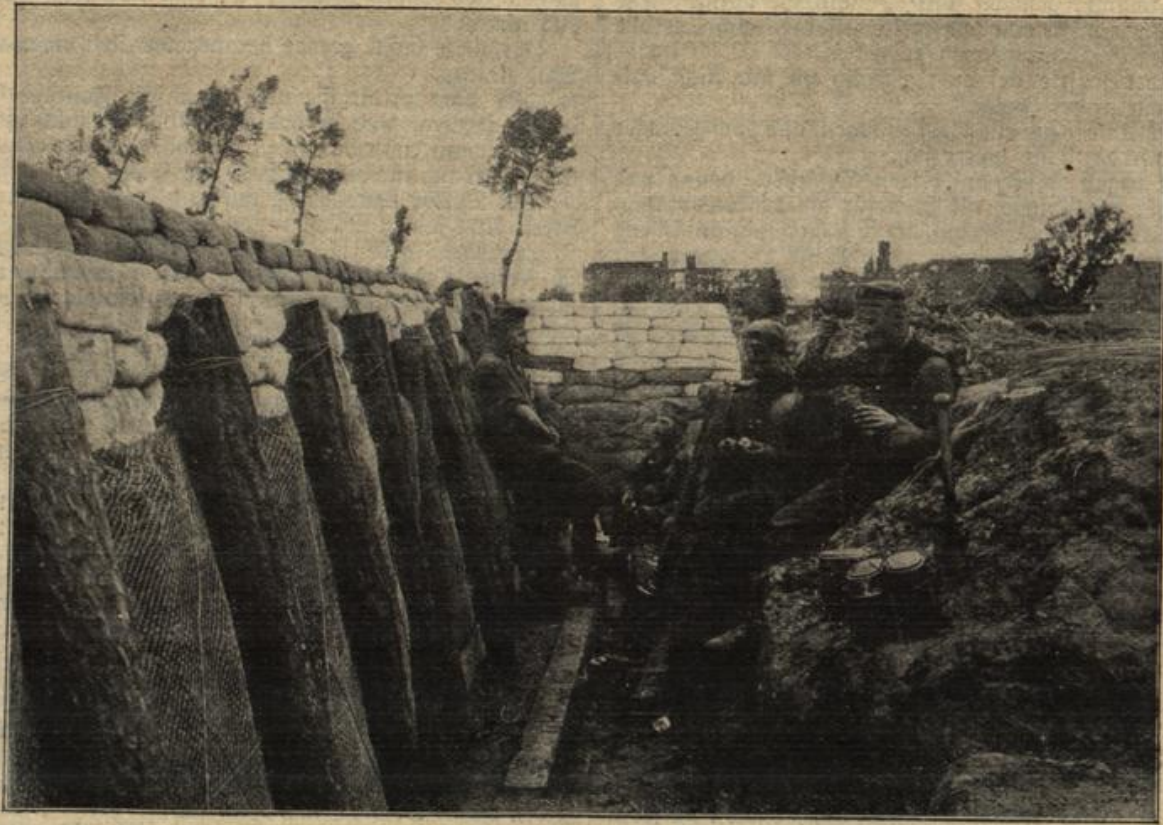
(Nachdruck verboten.)

In dem Brief an ihren Verlobten lautete aber Grete Frohweins Urteil über Berlin und die Berliner ganz anders. Da war Berlin „entzündend“, sie amüsierte sich „himmlisch“ auf allen Gesellschaften, lernte eine Menge interessanter Menschen kennen und fand ihren Ort in der Großstadt „überhaupt begeisternd“. Grete diesen Brief erst nach der Gesellschaft bei Frohweins geschrieben, so wäre er der Wahrheit näher gewesen, denn diese Gesellschaft war so etwas wie ein Wendepunkt brachte Reiz und Interesse in ihr Berliner Leben. Es das neue, hochmoderne und elegante Kleid, das die

chenhafter frischer Erscheinung geruht, und nachdem er noch einige Damen begrüßt hatte, war er wieder zu ihr getreten. „Nicht aus Berlin, Gnädigste?“ hatte er in etwas herablassendem Ton die Unterhaltung begonnen, und auf Grete Frohweins scherzhaft empörte Worte: „Es ist eigentlich beleidigend für mich, daß mir jeder gleich ansieht, daß ich nicht aus Berlin bin“, mit feiner betonter Schmeichelei gemeint: „Im Gegenteil, meine Gnädigste, ganz im Gegenteil“, und seine Augen glitten dabei über ihre Gestalt mit einem Blick, der sie erröten machte. Überhaupt, sie war diese Art der Unterhaltung, wie Doktor Degen sie pflegte, nicht gewohnt, aber die versteckten und doch deutlichen Schmeicheleien, die er ihr zwischendurch sagte, gaben ihr Sicherheit und die muntere Schlagfertigkeit, die ihr daheim zu eigen gewesen. Er sagte ihr, daß ein fein empfindlicher Dichter und Menschenkenner natürlich einen ganz anderen, geschärften Blick dafür habe,

was echte, vornehme Weiblichkeit, was frische Natürlichkeit sei, und daß er über diese hypermodernen, sich so unendlichflug und sicher gebärdenden Dämchen nur lächeln könne; überaktiviert nannte er sie. Und sie, Grete Frohwein, sei wie ein taufrisches Mädchen unter anspruchs-vollen Zentifolien.

Es tut einem jungen Mädchenherzen sehr wohl, wenn ein berühmter Dichter so etwas sagt, wenn es auch nicht gerade besonders originell



Vom Kriegsschauplatz in Flandern.

Im Hinblick auf einen Winterfeldzug vorgesehener, verstärkter Ausbau von Schützengräben.

„Dichter, ein Stück von ihm ist vorigen Winter auf worden“, hatte ihr Tante Emilie zugeflüstert, als er vorurde. Er hatte ein vollkommen bartloses, hageres, Gesicht, eines von jenen, die auffallen und nicht werden. Seine grauen, etwas flehenden klugen Augen offenbarem Wohlgefallen auf Grete Frohweins mäd-

ist; kein Wunder, wenn Gretes Augen noch einmal so hell strahlten und ihr Mund lachte.

Als Doktor Kurt Schneider die Sprechstunden, die er in Vertretung des alten Doktor Wartsch in dessen Wohnung abhielt, erledigt hatte, ging er, da es heute keine eiligen Besuche zu machen

gab, erst zu seiner Mutter hinüber, um zu frühstücken. Er sah auf den ersten Blick, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatte, irgend etwas, das nicht angenehm für ihn sein würde.

Ihr gutes, altes Gesicht sah bekümmert aus, und ihre Augen forschten fast ängstlich in seinem Gesicht, so, als wolle sie den rechten Moment abpassen für ihre Worte.

„Nun, Mutterchen, schief los. Ich sehe doch, daß du mir etwas sagen willst“, sagte Doktor Schneider lächelnd.

Die alte Frau wurde rot: „Gott, Kurt, es ist mir so schrecklich — weil du doch gleich wieder denken wirst, ich hätte etwas gegen die Grete Frohwein — aber sagen muß ich dir's doch, das halte ich für meine Pflicht, ich —“

Kurt Schneider war blaß geworden und trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf der Tischdecke: „Nun sag schon, was es ist, Mutter —“

„Ja, also, du weißt doch, daß meine alte Freundin Frau Bauinspektor Markwald in Berlin wohnt?“

Ihr Sohn nickte ungeduldig.

„Sie hat viel Verkehr, auch in Kreisen, wo Doktor Frohweins verkehren — und da —“ Frau Amtsrat Schneider suchte verlegen nach Worten.

— und da hast du ihr natürlich geschrieben, ein wachsameres Auge auf Grete zu haben —“ ihr Sohn lächelte ironisch.

„Wie du nur wieder bist, Kurt“, sagte seine Mutter beleidigt, „ich habe einfach geschrieben, daß ich mich für das junge Mädchen interessiere; das ist doch ganz natürlich, da sie aus unserer Stadt ist. Ja, und Frau Bauinspektor schreibt mir —“ sie faßte in ihre Tasche, holte einen Brief heraus und las dem Sohne vor: „Die junge Nichte aus Klausburg, die Frohweins zu Besuch haben, ist allerliebste und gefällt sehr, besonders den Herren. Sie scheint etwas reichlich toletzt zu sein und hat, wie es scheint, den Doktor Franz Degen, den berühmten Dichter, ganz gefangen genommen; er huldigt ihr in äußerst auffallender Weise und man spricht sogar von einer Verlobung, trotzdem Doktor Degen eigentlich als eingetragener Junggeselle, wenn auch sonst als ausgesprochener Don Juan gilt. — So —“ sagte Frau Amtsrat, den Brief zusammenfaltend, „das mußte ich dir doch sagen.“

Des jungen Arztes Gesicht war noch um einen Schein bleicher geworden, trotzdem zuckte er anscheinend völlig ruhig und gleichgültig die Achseln. „Ich habe nie daran gezweifelt, daß Grete, wohin sie auch kommt, gefallen wird — und im übrigen sehe ich volles Vertrauen in sie und bin ihm weit entfernt, auch nur das geringste auf derartige Klatschereien zu geben.“

Frau Schneider seufzte tief auf: „Wenn du nur nicht enttäuscht wirst, mein armer Junge.“

Da ging der Doktor, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer und schloß unsanft die Türe hinter sich.

Mißgestimmt begab er sich auf seinen Besuchsrundgang und war noch weniger empfänglich als sonst für die Liebenswürdigkeit der Frau Bürgermeister Sehring, die in letzter Zeit auffallend oft krank war, und für die Reize des Fräuleins Hildegard, der ihm eigentlich von seiner Mutter ausgesuchten Braut.

Als er sich dort verabschiedete, meinte Frau Sehring leichthin: „Sie verkehren ja viel bei Frohweins, Herr Doktor, da wird es Sie interessieren, daß die Grete sich wohl demnächst in Berlin verloben wird, ich weiß es aus ganz sicherer Quelle. Ich freue mich sehr darüber, die Grete ist ein liebes Ding und würde ja in eine Kleinstadt wie Klausburg zum Beispiel nie passen.“ Sie wollte noch ein paar schöne Worte hinzufügen, wie sehr hingegen ihre Hildegard in der Heimat wurzele, aber der Doktor, dem das Blut ins Gesicht gestiegen war, unterbrach sie kühl:

„Ich war gestern erst bei Frohweins, die Eltern scheinen diesem freudigen Ereignis noch vollständig ahnungslos gegenüberzustehen.“

„Ja, mein lieber Doktor, das ist ja oft der Fall, daß die zunächst Beteiligten so etwas erst zuletzt erfahren; Gretchen wird die Eltern und Klausburg überraschen wollen.“

„Ich kann mir denken, daß diese Überraschung besonders bei den Damen Klausburgs eine sehr freudige sein würde“, sagte der Doktor spitz und zweideutig und empfahl sich hastig.

Frau Sehring sah ihm ärgerlich nach. Doktor Kurt Schneider aber setzte sich daheim an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief an seine Braut, in dem er ihr sagte, daß er selbst ihr zwar vollkommen vertraue und genau wisse, daß sie sich niemals einer Unwahrhaftigkeit und Untreue gegen ihn schuldig machen würde, aber er müsse ihr doch mitteilen, was für Gerüchte über sie verbreitet seien, denn in ihrer Unschuld und Unerfahrenheit sei sie vielleicht unvorsichtig, und natürlich, es schmerze ihn doch und wäre ihm nicht angenehm, daß man seine Braut mit solcher Sicherheit als Braut eines anderen bezeichnen könne, wie er ihr ja nun auch überhaupt sagen möchte, daß sein Gleichmut gegen diese durchaus von ihr gewollte Reise ertheuchelt gewesen sei.

Nachdem er sich so alles vom Herzen heruntergelassen hatte, wollte er eigentlich noch einige herzliche Liebesworte hinzufügen, aber er ließ es. Nein, nun mußte Grete erst selbst erkennen, er wollte sie nicht beeinflussen oder gar um ihren Willen betteln — trotz allem hatte doch der Wurm des Mißtrauens angefangen, in seinem Herzen zu nagen. Als er den Brief in seinen Kasten gesteckt hatte und sich auf den Weg zu Tante Minette Schneider, der einzigen noch lebenden Schwester seines Vaters, machte, die nach ihm verlangt hatte, war er in wenig mehr als in freudlicher Stimmung.

Tante Minette litt ab und zu an Gichtanfällen, aber ihre ärztliche Verordnungen und Ratschläge nur so lange, wie die Schmerzen und die Erinnerung daran dauerten, Degen ihr wenig zu helfen.

Heute aber schien sie überhaupt nicht leidend zu sein. „Ich habe mit dir zu reden, Kurt“, begann sie feierlich, als ihr Nefse sie begrüßt hatte. „Du bist nun mit deinem Studium fertig und wirst, wie deine Mutter mir sagte, die von Doktor Bartsch übernehmen. Da ist es Zeit, daß du heiratest und mir — uns allen ist es natürlich wichtig, eine Frau wählst, die zu uns paßt.“

„Vor allen Dingen muß sie doch zu mir passen, Tante, und überhaupt —“

Tante Minette hob abwehrend und gebietend die Hand. „Laß mich erst aussprechen, lieber Nefse. Wenn sie das paßt, paßt sie auch zu dir, das ist selbstverständlich. Ich bin die einzige Schwester deines Vaters, und du wirst einst mein Nefse sein, also habe ich wohl das Recht und auch die Pflicht, dir Rat zu erteilen, zumal es ja eine bekannte Tatsache ist, daß Frauen unserem Geschlecht gegenüber ein viel schärferes und richtigeres Urteil haben als ihr, die ihr euch so viel in Außerlichkeiten bestechen laßt und dann hereinfällt.“

Kurt Schneider schüttelte, wie es innerlich in ihm kochte, er zwang sich zur äußersten Ruhe.

„Trotzdem wird es jeder echte Mann vorziehen, die ihm Frau selbst zu wählen“, sagte er kühl und bestimmt.

Tante Minette tat diese Bemerkung mit einer Handbewegung ab. „Er kann froh und dankbar sein, wenn man ihm den richtigen Weg weist. Für dich ist jedenfalls die einzig richtige Frau hier Hildegard Sehring — ein so reizendes, gebiege auch wohlhabendes Mädchen, daß du froh sein kannst, sie zu dir nimmst.“

Ihr Nefse lachte gerade heraus, was ihm einen vermaledeiten Blick eintrug.

„Sie paßt zu dir, sie paßt in unsere Familie, sie ist eine geborene Arztfrau und — das gute Kind hat mich oft bei dir fort warft, und da haben wir viel von dir gesprochen, interessiert sich für dich, ich habe ein feines Gefühl für sie.“

Der Doktor stand hastig auf und schob mit einem baren Knall seinen Stuhl unter den Tisch.

„Trotzdem gebe ich dir die Versicherung, liebe Tante, daß ich Fräulein Hildegard Sehring nicht heiraten werde, ich danke dich sehr, und im übrigen mußt du entschuldigen, wenn ich jetzt empfehle, ich habe noch zu arbeiten!“

Und während Tante Minette mit ärgerlich zusammengekniffenen Lippen auf ihrem Fensterplatz saß und Betrübte anstellte über die Undankbarkeit der heutigen Jugend, saß Nefse vor Ärger hochrot im Gesicht nach Hause und etwas zwischen den Zähnen, was genau so klang, in Tante Minettes Mund.

Zwei Tage darauf hatte Kurt Schneider einen Brief von seiner Braut in Händen, dessen Hauptinhalt also lautete: „Ich halte es für unter meiner Würde, auf die allseitige Schereit näher einzugehen, aber daß Du sie mir mitteilst, ist schon, daß Du Dich bereits von dem Klausburger Gemeinwesen flüchtst. Und in diesem elenden Klatschnest müßtest Du doch zu wohnen! In diesem Klatschnest, in dem man nicht den Schritt und Tritt beobachtet wird, wenn man da ist, so sein auch noch, wie es scheint, auswärts Spione unterhält. Mein unglücklich, wenn ich immer in Klausburg leben müßte, Kurt, ich bin, je länger ich in Berlin bin. Hier kümmert sich kaum den anderen, man kennt noch nicht einmal die Leute, die selben Hause wohnen, und kann sich als freier Mensch fühlen. In der Hoffnung, daß auch Du Deine Ansicht noch ändern wirst, bleibe ich mit herzlichem Gruß und Kuß Deine Kurt.“

Grete hatte den Brief an ihren Bräutigam ebenfalls in ihren Kasten gesteckt, als sie, heimkommend, von Tante Emilie in ihr Zimmer gezogen wurde.

„Ich habe etwas Ernstes mit dir zu reden, Kind“, sagte sie, die Nichte neben sich auf das kleine Sofa ziehend, und schaute sich ernst und bekümmert an — es schien, als müsse sie nach Worten suchen.

„Und ich und ich sind nun, wo du bei uns bist, gewissermaßen verantwortlich, Gretchen, und du — ja, wir haben doch bemerkt, wie sehr Doktor Degen dir den Hof macht. Du — daß er dir auch nicht gleichgültig zu sein scheint. Hat Onkel es für seine Pflicht gehalten, sich genau nachzuerkundigen. Und da —“ die alte Dame suchte nach Worten, und Grete die Röte der Scham siedendheiß ins Gesicht stieg. „Gretchen, die Tante unterbrechen, wollte sagen, daß dieser Doktor sie ja gar nichts anginge, aber sie brachte kein Wort über ab. Die Tante aber fuhr fort: „Es fällt mir schwer, dir ein unschuldigem Ding das zu erzählen — kurz heraus, dieser Degen ist bereits verheiratet. Dort unten im Elsaß, in einem Nest, hat er eine Frau sitzen und zwei kleine Kinder —“ sie hatte die Farbe gewechselt bei der Erzählung der Tante, freier Geschnitten war ihr auf die Zunge gekommen. Trotzdem ihr Herz blieb ganz ruhig; es war ja im Grunde so gleich, daß dieser Doktor Degen verheiratet war oder nicht. „Stimmt nämlich aus dem Elsaß,“ fuhr die Tante fort, „eine reiche Bauerstochter geheiratet aus demselben Dorf, sein Vater Lehrer war. Nun leben sie getrennt, nur ab und zu fährt er einmal ein paar Tage hin; wahrscheinlich ist sie nicht fein und klug genug, aber scheiden läßt er sich nicht, denn er braucht ihr Geld. Ach, es ist ekelhaft, Kind! Es ist das Schlimme, daß hier in der Großstadt einer vom nichts weiß — aber schließlich, auch wenn sie's erfahren, macht's eben: ein Genie darf nicht mit gewöhnlichem Maßbismessen werden, und er ist darum nur noch viel interessanter. Ist Onkel und mir nur so von Herzen leid, daß du nun dein Leben bei uns eine solche Enttäuschung bringt, daß du —“ so fiel Grete Frohwein der Tante um den Hals: „Es ist ja eine Enttäuschung für mich; es ist mir ganz, ganz gleich —“

„Du bist verlobt — und dann —“

„Und wurde dunkelrot und jentte schuldbewußt den Kopf: „Onkel, ich will dir ja alles beichten!“ — Und das zügeln auch und nahm ganz demütig und kleinlaut die kleine diege der Tante auf sich, die im Grunde sehr erleichtert war, ist, nicht Herz sich bei ihnen keine Wunde geholt hatte, was sie ihr als Strafe aufgab, war dieser eher eine erleichterung und Freude. —

„Kurt Schneider aber war sehr erstaunt, als er am selben Tages, an dem er den Brief wenig erfreulichen bei von seiner Braut erhalten, noch einen Brief bekam, doch ganz anders war.“

„Liebster Kurt!“

„Ich habe Onkel und Tante nun doch gesagt, daß wir verlobt den Grund werde ich dir mündlich auseinandersetzen. Vor Barth ja, wie du mir schreibst, heute zurückkommt, dich dich herzlich, doch einige Tage hierher nach Berlin zu kommen, und Onkel und Tante schließen sich meinem Wunsche freuen sich sehr, dich kennen zu lernen.“

„Zunächst bist du nicht böse über meinen ersten Brief, lieber Kurt. Ich will dich schon verzeihen, wenn du hier bist, und endst — es ist dringend notwendig, daß wir uns mal aus- und —“

„Deine sich sehr nach dir sehende Grete.“

„Drei Tage später stand Grete Frohwein auf dem Bahnhof Friedrichstraße und erwartete die Ankunft ihres Vaters. Als der Zug einlief und sie Kurt männliches, offenes, Gesicht am Coupéfenster sah, seine erwartungsvollen, blauen Augen, da stutete eine heiße Glückswelle über sie und die Tränen traten ihr in die Augen.“

„Gutem Tag war Kurt Schneider aus dem Coupé. Einen Augenblick hatten die Augen der beiden jungen Menschen in sich, dann hatte der Mann die zierliche, kleine Mädchen, so seine Arme gezogen, ihr Kopf lag an seiner Brust. „Meine kleine Liebling“, flüsterte er.“

„Kurt, ich war sehr töricht und eigensinnig, und ich habe dich Haupt noch eine Beichte abzulegen und weiß gar nicht, ob ich dann noch liebhaben wirst. Aber eins will ich dir sagen: Berlin ist gräßlich, und ich ziehe überall mit dir hin, und willst, auch nach Mausburg.“ —

„Doktor guckte seine Braut ganz verblüfft und fast ein wenig enttäuscht an: „Und ich wollte dir gerade sagen, daß ich mich in Mausburg bleibe und dir zuliebe mich meinetwegen in Berlin niederlassen will.“

„Und mußten sie alle beide lachen, und als sie dann zusammen saßen und des Onkels Wohnung suchten, da machte eine große Aussprache, die mit vielen Rufen, Verzicht- und Versprechungen endete und mit dem Entschluß, ihren Wohnort eine hübsche Mittelstadt zu wählen. —“

Die guten Mausburger aber erhielten wirklich von Berlin aus die Verlobungsanzeige Grete Frohweins, denn Vater und Mutter Frohwein hatten den vereinten Bitten ihrer Verwandten und des Brautpaares nachgegeben und waren ebenfalls einige Tage nach Berlin gekommen.

Wenn dir das Herz voll bitt'rer Reue.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Mit wenigen würdigen Worten hatte der Professor das Kolleg geschlossen und seine junge Hörerschaft entlassen; nicht für frohliche, sorglose Ferienzeit diesmal, sondern daß die meisten dem Rufe des Vaterlandes folgen und zum Kampf für deutsche Ehre hinausziehen sollten gegen eine Welt von Feinden.“

Im Innersten erregt, eifrig redend und gestikulierend, verließen die Studenten den Hörsaal. Ein gehaltener Ernst lag über ihrem Wesen, der in nichts an die überschäumende Lustigkeit, mit der sie sonst in die Ferien gestürzt waren, erinnerte.

„Wann wirst du reisen?“ fragte ein blonder Rhenane, dessen fröhlichem Gesicht man es ansah, daß er seinem Zechgelage aus dem Wege zu gehen pflegte, einen Korpsbruder, der gleich ihm den blauen Stürmer trug.

„Mit dem nächsten passenden Zug natürlich“, erwiderte Hans Hergesell fast heftig. „Wir wollen gleich zur Bahn, uns erkundigen.“

„Und die Schlusfkneipe?“ Otto von Reichstein fragte es beinahe zaghaft.

„Denkt der Mensch wahrhaftig an Kneipe und dergleichen!“ rief der andere in wahrem Entsetzen.

„Otto — Hans — so wartet doch!“ riefen einige Rhenanen hinter den beiden her. „Wir fahren natürlich alle zusammen?“

„Fragt doch nicht selbstverständliche Dinge“, sagte Hans Hergesell, der dem Aussehen nach einer der Jüngsten, dennoch der geistige Führer zu sein schien.

Mit lebhaft blühenden Augen setzte er den Freunden zum so und so vielen Male in den letzten acht Tagen auseinander, wie er sich den Verlauf des Krieges dachte. Bei Rede und Gegenrede war der Bahnhof schneller erreicht als sonst, aber es stellte sich heraus, daß über den einzigen Zug, der für die Norddeutschen tagsüber in Frage kam, heute schon für den Truppentransport verfügt worden war. Notgedrungen mußten die Jünglinge die Reise in die Heimat bis in die frühen Morgenstunden des folgenden Tages verschieben.

„Nun kommen wir doch noch zu einer Schlusfkneipe“, meinte Otto von Reichstein zufrieden, und einige andere stimmten ihm lebhaft zu.

Hans Hergesell hielt es für richtiger, seine Meinung nicht zu verraten. Er wußte, die andern machten ihm den Vorwurf, daß er sich nur allzu häufig von den großen Kneipereien drückte. Im Anfang hatte man es ihm als einen Mangel an kameradschaftlichem Sinn ausgelegt, daß er, obwohl längst nicht mehr die scharfen Trinksitten früherer Zeiten herrschten und ihm wegen eines leichten Magenleidens sogar weitgehender Dispens gewährt worden war, bey eigentlichen Trinkgelagen gerne aus dem Wege ging. Aber Hans Hergesell war sich bewußt, daß ihm der Alkohol leicht zu Kopfe stieg, und daß er dann nicht imstande war, sich so zu beherrschen, wie er es unter allen Umständen für nötig und eines Mannes würdig hielt. Daß er heute von der Abschiedsfeier nicht würde fernbleiben können, sah er wohl ein und machte keinen Versuch, sich loszumachen.

Beim Mittagessen, das die Rhenanen wie immer in dem hübschen Korpshaus, das hoch über der Stadt gelegen war, einnahmen, herrschte eine ganz eigen festliche Stimmung. Die Türen zur Terrasse standen weit offen und ließen die sommerliche Luft, die von lieblichem Rosenduft erfüllt war, in die weite Halle. Hans Hergesell ertappte sich plötzlich auf seltsamen Gedanken. Wie heimliches Ahnen wollte es sein Herz beschleichen. Vielleicht zum letzten Male sitze ich hier ... Aber nein, am Abend würde man hier zum allerletzten Male mit den Bundesbrüdern zusammen sein und dann vielleicht nie wieder!

Gewaltig suchte sich Hans von solchen Empfindungen frei zu machen, die seiner lohenden Begeisterung sonst ganz fremd waren. Aber es schien doch gut, daß dem eigentlichen Abschied am Abend etwas von seiner herzbelkennenden Wehmut durch die Einwirkung einer köstlichen Bowle genommen werden würde. Er wollte sogar tüchtig trinken, um nichts von Traurigkeit in sich aufkommen zu lassen. Sie alle zogen ja in den Krieg für ihr heiliges Vaterland, da mußte jedes Gefühl der Trauer zurücktreten!

Als Hans Hergesell seine Wohnung aufsuchte, um zu packen und die letzten Vorbereitungen für die Abreise zu treffen, empfing ihn seine Wirtin mit verstörtem Gesicht.

„Ach, Herr Doktor.“ — so nannte sie ihn schon seit seinem

ersten Semester — „heut bleibe Sie so lang, un grad heut hab' ich so arg auf Ihne gewart'!“

„Ja, Frau Kesselbach, was ist denn los? So große Sehnsucht haben Sie doch sonst nicht nach mir“, rief Hans, aber das Scherzwort erstarrte ihm fast auf der Lippe, als er die gutmütigen Augen der Frau mit vor Angst geweitetem Blick auf sich gerichtet sah.

„Die Ellis ist krank“, sagte sie, „gell, Sie gude amol nach ihr?“

Bereitwillig kam der junge Mediziner mit, und so wenig Erfahrung er noch besaß, sah er doch auf den ersten Blick, daß das liebe kleine Mädel, mit dem er stets gut Freund gewesen war, schwer erkrankt war. Er prüfte Puls und Temperatur und sagte dann zu der besorgten Mutter: „Es scheint eine Lungenentzündung zu werden, und das kleine Herz ist recht schwach. Ich würde raten, sich den Professor Oppenheim zu holen.“

„Ach, Herr Doktor, wo soll ich denn das Geld für den hernehmen? Helfe Sie uns doch —“

„Sie wissen wohl gar nicht, daß Krieg ist?“ fragte Hergesell erstaunt. „Ich muß heute nacht nach Hause fahren und morgen stelle ich mich beim Regiment.“

„Aber so lang Sie hier sin, helfe Sie uns?“ bat die Frau.

„So weit ich kann, gerne“, sagte der Student herzlich, „bloß — Ihr Kind ist sehr krank, und ich kann noch nicht viel —“

„Sie harve ihr aber doch schon oft geholfen, Herr Doktor, vielleicht geht es auch jetzt widder gut vorbei“, versicherte nun Frau Kesselbach zuversichtlich.

Hans Hergesell schickte die Bundesbrüder fort, die ihn zu einem Spaziergang in die Berge holen wollten, und blieb getreu-

lich am Lager seiner kleinen Freundin sitzen. Gewissenhaft erneuerte er die Umschlage und reichte ihr die Medizin, und wirklich schien die Wucht des Fiebers gegen Abend nachzulassen. Das war ein recht gutes Zeichen!

Aber Hans wollte doch nicht abreisen, ohne noch einmal nach seiner Patientin zu sehen.

„Ich mache mich droben früher los“, versprach er seiner Wirtin, „daß ich noch ein Stündchen Zeit für die Ellis behalte.“

Es war ein wundervoller Sommerabend, der die Mädchen im Garten ihres Bundeshauses zum letzten Male vereinte,

die in der näheren Umbeheimatet waren, fehlten in dem frohen Kreise. Doch die Wogen der Begeisterung kam es nicht zu der lärmfröhlichkeit früherer Abschieden. Es war, als geheime Nacht selbst die bundensten in den Grenzen

Nie hatte Hans Hergesell im Kreise der Freunde gefühlt. Die Sternennacht über den weiten Garten hatte und die umnahen Waldberge nur um hervortreten ließ, das Nachtigallen und der berge de Abschied schufen in ihm selbst eine weisevolle Stimmung.

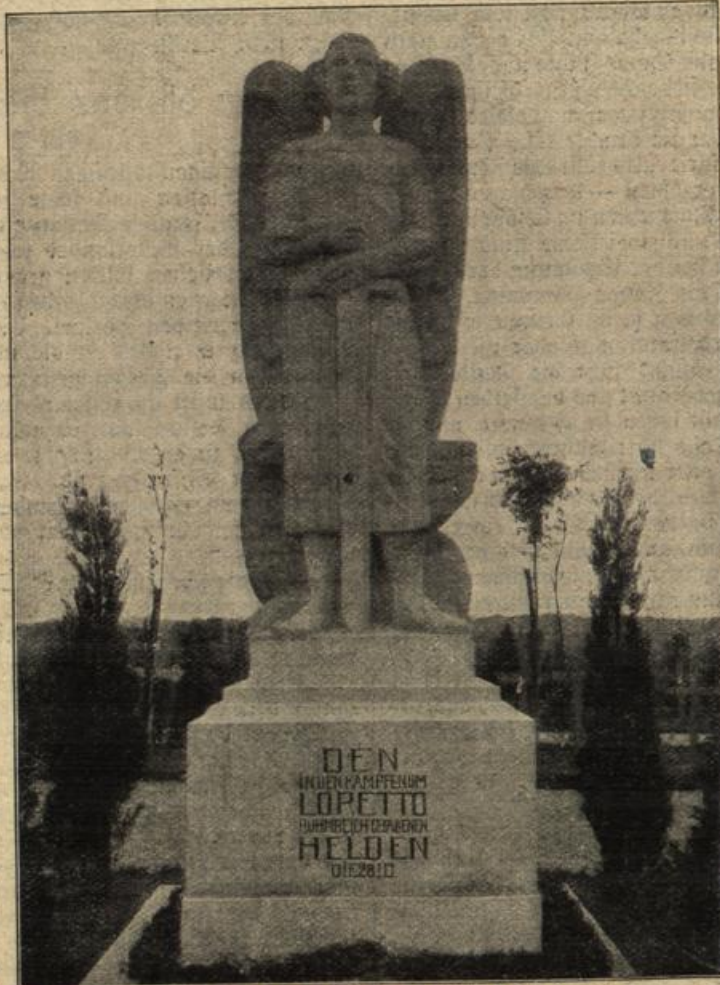
„Morgen können wir mehr, darum laßt uns leben —“, sang der Chor.

Hans Hergesell hob den Mund. „Ja, noch wir leben“, rief er mit warmer Stimme, „und Vaterland kämpfen. Daß wir es dürfen!“

Zubelnd stimmten die ein, und Stunde um Stunde rann im trauten Beisamm.

Plötzlich war es, als Hergesell einen Schlag ins Herz verspürte. Erschrocken er zusammen. Mechanisch er nach der Uhr. Aber im Entsetzen lief es durch seinen vollen jungen Körper. Zeit und Stunde völlig sen! Die andern erklärten ein Ding der Unmöglichkeit er erst noch nach seiner wollte. Aber er ließ

halten und raste wie gejagt den Berg hinunter. Er mußte unter allen Umständen — schlimm genug, daß er es so



Denkmal auf dem deutschen Friedhof bei Loreto, das den in den Kämpfen an der Loreto-Höhe gefallenen Deutschen der 28. Infanterie-Division errichtet wurde.



Von den Kämpfen an der Isonzofront: Österreichisch-ungar. Lager auf der karstartigen Hochebene von Doberdo.



Eine deutsche Krankenschwester in der Wüste. (Mit Text.)

... sie an. Es schien, als hätte er den Sinn der Worte | alle Hände voll zu tun gaben.

... Am Bett des Kindes sank er in die Knie
... sein Ohr auf das stille Herz — wahrhaftig, er hörte
... rauschen und Brausen seines Blutes — aus dem
... des Kindes war das Leben entflohen! ...
... seufzte schlug Hans die Hände vor das Gesicht — o,
... nicht früher gekommen war!

... Kieber war plötzlich weg, wie weggeblasen,“ sagte die

Mutter trau-
rig. „Ich hab’
gemerkt, daß
die Ellis mich
nicht kannte,
aber ich wußt
nicht, was ich
tun mußte.“

„Wann war
das?“ fragte
er hastig.

„Vor einer
Stunde viel-
leicht“, ant-
wortete die
Frau trübe.

Da also wäre | „du mußt auch an deine allein stehende Mutter denken.“



von Bayern, Eroberer von Warschau.

Photograph F. Müller.

... gewesen! Vielleicht wäre dann dem
... Herzen des Kindes noch aufzuhelfen
... wenn er seine Pflicht nicht grüßlich
... hätte!
... Opfer Betäubung machte er die Reise
... mat. Die Freunde konnten sich sein
... Wesen nicht erklären, aber ihre
... Versuche, ihn in das Gespräch zu
... brachte er mit einem so verzweifelten

Ausdruck im Blick zurückgewiesen, daß sie
ihn schließlich gewähren ließen.

Nun stand er schon monatelang im Feld.
Er war mit seinem Regiment droben in
Ostpreußen, wo die heftigen Angriffe der
Russen den Ärzten und dem Pflegepersonal



General d. Infanterie Hermann v. Goltz,
der neue Statthalter von Galizien.

In aufopfernder Tätigkeit wetteiferte
einer mit dem andern.

Aber Hans Hergesell kam keiner
gleich. Kein Weg war ihm zu weit,
keine Mühe zu groß, um Verwun-
dete in das weiter zurückliegende
Feldlazarett zu bringen. Aus dem
dichtesten Regen holte er sie her-
aus, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Mensch, du suchst ja förmlich
den Tod auf“, sagte ihm einmal ein
älterer Kamerad bei einem beson-
ders schwierigen Wagentück.

„Du siehst, ich bin gefeit“, antwor-
tete Hans mit so traurigem Ton, daß
der andere ihn erstaunt prüfend ansah.

„Es hört sich ja an, als möchtest
du sterben“, sagte er vorwurfsvoll,



Generallieutenant Alfredo D'Amico

wurde vom Könige von Italien zum Unter-
staatssekretär für Waffen und Munition ernannt.



Das Rathaus in Warschau, im Mittelpunkte der Stadt.

Aufselzend wandte Hans Hergesell sich ab. Was wußte der Freund von der Last, die seine Seele drückte und die ihm die Lust am Leben raubte! Wie sollte er weiter leben mit dem Bewußtsein, daß sein Leichtsinns dem kleinen Lieschen das Leben gekostet hatte? In seiner Neue kam er gar nicht darauf, daß das arme Kind, das seit Monaten durch den bösen Keuchhusten geschwächt war, die schwere Krankheit wohl kaum hätte überleben können. Seine Gedanken kreisten immer nur um den einen Punkt: er wußte, er konnte keinen Wein vertragen, und dennoch hatte er an jenem Abend getrunken.

Eines Tages mußte eine Anzahl Schwerverwundeter durch gefährdetes Gelände nach dem Lazarett geschafft werden. Es war ein Gefecht im Gange, das wieder neue Verletzte bringen würde, und so mußte Platz geschaffen werden. Hans war gar nicht zufrieden, daß ihm der Befehl erteilt wurde, den Transport zu leiten. Viel lieber wäre er im Bereich der feindlichen Kanonen geblieben. Dagegen erschien ihm der Auftrag, so ehrenvoll er war, wie Kinderpiel. Mit der müden Gelassenheit, die auf seinem früher so sonnigen Wesen wie Meltau lag, hatte er bei der Unterbringung der Kranken geholfen und war auf dem Wege, um zur Truppe zurückzukehren. Der Pfad führte durch ein Wäldchen, dessen schüchternes Grün nicht hinreichte, um den Eindruck von Ode und Trostlosigkeit zu überkleiden. Eine Schar Krähen flog bei seinem Näherkommen mit lautem Flügelschlag auf. Hans Hergesell hatte seinem Pferde die Zügel gegeben und ritt im Schritt. Es war ein schwerer Tag gewesen, und er hatte scharf aufpassen müssen, denn die Russen hatten ihn und seinen Transport hart bedroht. Die Automobile hatte er mit den Leuten vorausgeschickt; nun genoß er das Alleinsein und die verhältnismäßige Stille wie eine besondere, langentbehrte Wohltat. Der Kanonendonner scholl nur aus der Ferne zu ihm herüber — vielleicht hatte der Gegner sich zurückgezogen. Der Gedanke war noch nicht zu Ende gedacht, da pflöffen plötzlich die Kugeln um Hans Hergesell. Oho, wo steckten die Kerle, die ihn so freundlich begrüßten? Er hielt das Pferd an und sah sich um — wahrhaftig, dort am Ausgang des Waldes lagen sie in Deckung, und von weiter hinten schienen immer noch neue Truppenmassen sich heranzuwälzen. Ohne Besinnen wandte der junge Mediziner sein Pferd und preschte davon. Er mußte das Lazarett zu retten suchen — wenn die da vor ihm es überließen, dann war es verloren!

Die Russen hatten seine Umkehr bemerkt und feuerten wie toll hinter ihm her. Er achtete der Kugeln nicht, die ihn umschwirren. Einmal war es ihm, als hätte er einen Schlag gegen die Schulter bekommen, doch hatte er keine Zeit, darauf zu achten. Wie der Sturmwind stob er dahin. Es war höchste Eile geboten, denn die Russen waren ihm dicht auf den Fersen. Im Nu war das Lazarett alarmiert, und in fieberhafter Hast wurden die Verwundeten in Sicherheit gebracht. Kaum waren die letzten geborgen, da schossen die Russen das Gebäude trotz der darauf wehenden Genfer Flagge in Brand.

Aus dem sicheren Versteck sahen die Ärzte und Schwestern dem Schauspiel zu. Flammen loderten zum Himmel und umlohten den Schauplatz, wo sich ihre Tätigkeit bis vor wenigen Augenblicken abgespielt hatte.

„Wir danken Ihnen unser Leben“, wandte sich eine der Schwestern in tiefer Bewegung zu Hans Hergesell. Doch der sah plötzlich abschlah aus und griff haltsuchend nach dem Arm des neben ihm stehenden Kollegen.

„Oho!“ sagte der, „was ist denn das? Überanstrengung? Ein Wunder wäre es zwar nicht.“

Mit sorglichen Händen wurde der Ohnmächtige gelagert. Als ihm die Uniform geöffnet wurde, war das Hemd mit Blut getränkt. Der Oberarzt machte ein ernstes Gesicht, als er ihn untersuchte.

„Es läßt sich noch nichts Rechtes sagen“, antwortete er auf die Frage der Schwester. „Aber was es auch sein mag, den müssen wir durchbringen.“

Hans Hergesell hatte die letzten Worte gehört. „Lassen Sie mich ruhig sterben“, flüsterte er mit blassen Lippen.

„Das wäre ja noch schöner“, lachte der Oberarzt. Mit seinem Gefühl ahnte er, daß den jungen Kollegen ein Kummer drücken mußte. „Man kann durch sein Leben oft mehr gutmachen, als durch den Tod“, sagte er leise.

Ein Seufzer rang sich von den Lippen des Kranken. Die Sinne schwanden ihm wieder.

Wochenlang schwebte Hans Hergesell zwischen Tod und Leben. Es schien wie ein Wunder, daß sein Körper trotz der schweren Verwundung noch die großen Anstrengungen bei der Bergung der Verwundeten hatte leisten können. Als er endlich wieder bei klarem Bewußtsein war, wurde ihm vom Oberarzte das Eisene Kreuz überreicht.

„Sie haben vierzig Menschen das Leben gerettet“, sagte er herzlich, „und Ihr eigenes dabei beinahe eingebüßt.“

Das alte sonnige Lächeln früherer Tage verkörperte gezehrte Gesicht des Leidenden. Ob die vierzig das kleine Ellis aufwogen? Dann durfte er ja wieder froh sein. Von nun an ging es mit Riesenschritten der Genesung entgegen.

Der Tod in der Tiefe.

Von Hermann Dreßler—Chemnitz. (Nachdruck)

Als Hendrik von seiner Fahrt heimkehrte und die Straße trat, sah seine Alte mit nassen Augen am Spinnrad die Schürze vors Gesicht.

„Na, Mutter, was gibt's denn?“

Er hing Ohlade und Südwest an den Galen und seine Frau zu.

„Unser Biddy!“ schluchzte die.

„Was ist mit dem?“

„Er kehrt nit wieder heim!“

„Aber Mutter, das ist ja Torheit! Jetzt ist ein Mensch freilich wohlfeil, aber es steht noch immer in Gottes Hand, den Zeiten des Friedens.“

„Nein, nein, er ist tot, er hat sich angemeldet. Auf den kannst du's sehen! Nasse Flecke, wie sie triefende Männer machen!“

„Ja, bei dem Wetter wird es wohl in jedem Haus Flecken geben. Sieh nur, wie das Meer rast! Gott schenke braven Jungs auf See!“ Er stand auf und trat ans Fenster.

Von hier aus konnte man die See sehen. Das Brüllflut klang durch das Haus. Weiße Schaumstreifen schoben von ferne heran und peitschten ihren Gischt gegen die Klippen.

Die Mutter lag auf den Knien und betete, betete für das draußen auf wilder See auf schaukelndem U-Boot, das jährlichsten Dienst tat, den der Krieg vom deutschen Mann verlangt.

Und es war, als wirkten ihre Gedanken in die Fernen. Biddy, der auf einem der neuesten deutschen U-Boote als Rudergänger Dienst tat, dachte gleichfalls an zu Hause.

„Jetzt kommt der Vater nach Hause. Dasselbe Boot, das uns umspült, hat ihn getragen. Die Mutter setzt ihm den zurecht — nur mein Platz ist leer!“

Das schlanke Boot kreuzte seit vier Stunden vor der Küste des Feindes. Immer hielt sich der stählerne Riesenschiff Wasser, durch sein Sehrohr den Horizont vorsichtig abtastend. Aber kein feindliches Fahrzeug war bisher weit und breit zu sehen. Die See lag glatt wie ein Bogen glühendes Stanniol.

Der Kapitän ließ die Sinktanks auspumpen und ließ das Boot auftauchen.

„Es wird wahrhaftig Zeit, daß wir wieder einmal schnappen“, dachte Biddy.

Er öffnete den Dedel vom Turm. Ein Licht der goldenen Tageslicht blühte in das Innere.

Die Mannschaft durfte schichtweise für kurze Zeit an Deck atmen tief auf, als sollten die Lungen Vorrat mitnehmen. Die stählernen Sarg. Der Kapitän sah auf Deck, ließ die Abwehr das Turm herabhängen und spähte durch das schattige Glas ringsum den Horizont ab.

Allmählich nahm der Seegang zu. Das Boot fing an zu wackeln. Die Mannschaft mußte unter Deck. Nur der Kapitän blieb wachthabende blieben auf ihrem Posten. Die See war wie ein die Männer manchmal mit einer salzigen Woge. Sie mußten jetzt mit Seilen anbinden, damit die wütende See sie nicht unter Deck spülte. Aber die Gläser setzten sie kaum einmal an die Augen ab. — Plötzlich erscheint im Blaufelde des Ozeans eine Rauchsäule, und bald darauf eine zweite.

Noch einmal überzeugen sich die beiden Männer, daß sie nicht getäuscht haben. Und nun heißt es, schnell verschwinden. Sie wissen, daß drüben auf jenen Dampfern gleichzeitiger bewaffnete Augenpaare die See absuchen, um die schwindenden Gegner aufzufinden und ihn dann zu vernichten durch einen Schuß zu vernichten.

Schon zwängen sich die zwei Männer durch das Turmloch, feuchten, dumptigen Raum zurück. Der Dedel des Turms wird zurückgeschwungen. Der Fisch taucht. Die Fluten des Weltmeeres rauschen an den Stahlwänden. Die Männer lächeln und stampfen in nervöser Hast. Das Tageslicht ist verloschen.

Nur durch das Periscop fällt ein mattes Licht auf die Platte des Aluminiumtischchens, vor dem jetzt der Kapitän steht. Die Glühbirnen leuchten auf. Alle Bullaugen sind abgedeckt.

„Zwei Kreuzer!“ ruft der Kapitän seinem Namen nach. „Wir haben Glück!“

In seiner Stimme zittert aber der Unterton der Verzweiflung. Ist es der Gedanke an den Tod, der ihn umlauert oder die fieber des Weidmannes, der sich plötzlich dem gesunden Gegner gegenüber sieht, was dieses leise Vibrieren in die Stille

dem Periskopbilde rücken unterdessen die Kriegsschiffe näher. Zwar stark verkleinert, aber haarförmig in Form bewegen sie sich über die Platte wie ein Kinobild. Schüsse spritzen dazwischen auf. Die See muß hoch gehen. Der sieht seinem Vorgesetzten einmal über die Achsel. Auch sein Puls schlägt noch schneller.

Sezierbild.



So bleibt denn meine neue Roma?

Der Kapitän drückt hier einen Hebel, dreht dort an einem Rädchen, das geheimnisvoll aus der stählernen Wand herausragt. Er hat jetzt sein Fahrzeug in der Hand, denn seinem Sitze laufen all jene Adern und Stränge zusammen, die den Leib und die Glieder des Tauchbootes regieren. Die Seele, das Lebenszentrum, das Hirn des Riesenfisches.

Explosion — läßt das Boot erzittern. Das Torpedo taucht aus dem Kanzenrohr heraus in die Flut. Die Maschinen schweigen. Auch die Mannschaft hält den Atem an und sieht mit regem Pulschlag auf das Antlitz des Kapitäns, das Erfolg oder Mißerfolg verraten soll.

Jetzt hebt über das Periskopbild gebeugt, als wollten sich die Augen daran festhaugen. Einige bange Sekunden schleichen sie lauend durch Stahl und Nerven.

Endlich greift der Kapitän mit der Hand nach dem Herzen. Explosion wirft ihre Schallwellen gedämpft zur Tiefe.

Schauer freudiger Erregung läuft der Mannschaft über den Rücken. Aber noch ist die Arbeit nicht zu Ende. Der zweite Torpedo muß auch zur Tiefe.

Die selben Augenblende liegt wieder Spannung auf den Zügen des Kapitäns. Bitter sieht ihm über die Achsel. Das Periskop zeigt dem ersten Kreuzer nur noch Badbord. Steuerbord ist bereits tief eingesunken.

Der Kapitän! Herr im Himmel! Der hält ja gerade auf die See zu, an der das Unterseeboot auf der Lauer liegt. Er will den morgigen Feind rammen. Der Blasenweg des abgeschossenen Torpedos hat dem Schiffe die Lage des U-Bootes verraten. Tante fassen!

Die Stimme des Kapitäns klingt wieder scharf und schneidend. Befehl wird ausgeführt. Schor braust die Salzflut tosend durch die geöffneten Ventile. Der Periskopmast verliert sich. — Gleichzeitig setzen die Motore wieder ein. Der Taucher gleitet im Kreise nach rechts und um tief das Boot steht.

Nur Sekunden ist der Kreuzer heran, und wehe, wenn er mit dem Stahlbug oder mit dem Kiel den Feind da unten trifft. Die Männer hier unten wissen nicht, wie weit der entfernt ist.

Der Kapitän tut sie ihre Pflicht, schweigend und hoffend. Der Kapitän läßt den Stahldeckel vor dem Turmfenster ausschwingen. Ein märchenhaftes Licht glüht gespensterhaft herein. Jetzt wird es plötzlich von einem Schatten zerschnitten, der aus den Augenblende alles Licht abdämpft.

Der Kapitän sieht still. „Der Kreuzer über uns!“ Schlagen der Schrauben klingt, als ob ein Seeungeheuer vorüber — dann wird es wieder hell.

Der Kapitän beruhigt der Kapitän seine Leute, und er hört ein Aufatmen durch die Mannschaft, ein Aufatmen der Erstandener.

Nach zwanzig Minuten langer Fahrt ertönt das Kommando: „Tante ausblasen!“ und allmählich hebt sich das Boot wieder zur Oberfläche, die jetzt wieder ruhig und spiegelglatt daliegt.

Fern, ferne in der Richtung gegen die Heimat liegen seine goldene Linien auf dem Wasser und schimmern über das Meer wie eine glückbringende Verheißung.

Auch den alten Fischersleuten auf der Hallig leuchten sie. Sie stehen vor ihrer Hütte im Abendglanz. Der Alte hat seinen Arm um die Frau geschlungen, und der Abendwind trägt ihre Wünsche dem fernen Sohne zu.

Der enttäuschte Komponist.

Im dem bedeutendsten Gasthof einer mittleren Stadt Italienskehrte im Jahre 1846 eines Tages spät am Nachmittage ein geistreich aussehender Fremder ein.

„Ich muß morgen früh weiterreisen,“ erklärte er, „gibt es aber nicht am Abend eine kleine Abwechslung hier im Orte?“

„Freilich, Guern Gnaden,“ antwortete der Wirt sehr wichtig. „Wir haben zurzeit eine sehr gute Operngesellschaft hier, die jeden Abend „Ernani“ zu lebhafter Freude unserer Bürgererschaft aufführt. Guern Gnaden werden wissen, „Ernani“ ist die neueste Oper unseres berühmten Komponisten Verdi. Die Vorstellung soll ausgezeichnet sein.“

Als die Diwertüre zu „Ernani“ im Theater ertönte, saß der Reisende gespannt lauschend in der letzten Reihe des Parketts. Bald aber brühte sich auf seinen charakteristischen Zügen entschiedenes Mißfallen aus. Ungeduldig trommelte er mit den Fingern auf seinen Knien, mit den Fußspitzen auf den Dielen; einige Male machte er Miene, aufzuspringen und hinauszulaufen. Plötzlich schnellte er auf seinem Plaze in die Höhe und rief mit weit hin schallender Stimme dem Dirigenten zu: „Herr, beachten Sie doch das vorgesezte Piano! Wozu ist es denn geschrieben?“

Der Einwand war so gebieterisch, so alles übertönend gekommen, daß die Musikanten schwiegen, der Kapellmeister verdukt in den Zuhörerraum starrte und die bewundernden kleinstädtischen Musikfreunde sich entrüstet nach dem Störenfried umfahen. Nach südländisch lebendiger Art gingen aber dessen Nachbarn auch sogleich zu Tätlichkeiten über. Während soundsovieler brüllten: „Hinaus mit dem Unverschämten!“ packten die ihm zunächst Sitzenden bereits nach seinen Armen, um ihn auf die Straße zu zerren.

Da wurden sie durch einen überraschenden Vorgang in den Reihen der Musiker abgelenkt. Einer von diesen, der in Rom, Mailand und anderen großen Musikzentren mitgespielt, hatte den unbequemen Kritiker scharfer ins Auge gefaßt und rief ehrsüchtig aus: „Es ist Verdi selbst!“ Kaum hatten seine Kollegen das gehört, als sie wie ein Mann aussprangen und unter wildem Schwingen der Arme wie toll schrien: „Hoch, Verdi! Es lebe Verdi!“ Der begeisterte Ruf pflanzte sich blitzschnell in die Zuhörerreihen fort und stieß auch Verdis Nachbarn an. Bei denen schlug sogar die Stimmung noch energischer um. Sie, die soeben den Komponisten hatten an die frische Luft befördern wollen, hoben ihn jetzt begeistert auf und trugen ihn auf ihren Schultern nach vorn vor die Lampenreihe. Hier trat ihm der Kapellmeister ehrerbietig entgegen und überreichte ihm mit tiefer Verbeugung seinen Dirigentenstab.

Das leichtbewegte Bößchen im Theater äußerte seinen Beifall, sein Entzücken mit solchem Übermaß von herzlicher Begeisterung, daß der Schöpfer des mißhandelten Tonwerkes seinen Dank wohl oder übel durch Übernahme der Leitung betätigen mußte, und so wurden denn wenigstens an diesem Abend „Ernani“ ganz nach den Absichten seines Tonsetzers gespielt. Die Erinnerung an jenen Abend lebt in der betreffenden Stadt noch heute fort. C. D.

Balkanfriedhof.



uf steiler Höhe, fern der Welt Getöse,
Ein kleiner Friedhof, ins Gestein gebettet;
Schmucklos und schlicht, und doch voll stiller Größe.
Der Bergwind raunt in wilden Efeuranen,
Die um die eingesunkenen Hügel klettern;
An grauen Felsen träumen Ewiglebensgedanken.

Von eisumstatter Fittie steigt voll Ruh
Ein Adler, der dort oben einsam horchet,
Mit stolzem Flügelschlag der Sonne zu. Johanna Weistich.

Unsere Bilder

Eine deutsche Krankenschwester in der Wüste. Unser Bild zeigt Fräulein Dr. Koch, die erste und einzige deutsche Krankenschwester, die sich dem Zug der türkischen Truppen gegen den Suez-Kanal angeschlossen

